Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 413. Sonntag den 15. August 1897. 91. Jahrgang.

Aus der Woche.

Wir haben unseren Kaiser ohne überschwängliche Hoffnung nach Rußland fahren sehen und sehen den Monarchen ohne überschwängliche Hoffnung zurückkehren. Aber auch der nüchternen Betrachtungsweise verbirgt sich die Thatsache nicht, daß die den offen zu Tage liegenden Interessen angepaßten guten Beziehungen zu Rußland, wie sie sich neuerdings wieder herausgebildet haben, bei der Zweikaiserzusammenkunft klar zum Ausdruck gelangt sind. Eine solche feierliche Bekundung ist zugleich eine Förderung des gezeigten Verhältnisses, und aus diesem Grunde darf der Besuch unseres Kaiserpaares in Rußland gleich dem des Kaisers Franz Josef ein über die Bedeutung einer Höflichkeitsbezeugung hinausgehendes, der Niederhaltung der Kriegsparteien des Welttheils dienliches Ereigniß genannt werden.

Befestigt sich, obschon formell noch zwei Staaten untereinander im Kriege liegen, die friedliche Gestaltung der europäischen Dinge, so sieht es auf dem innerpolitischen Kriegsschauplatze um so ernster aus. Uns beschäftigen außer dem Daseinskampf der Stammesgenossen in Oesterreich natürlich vor allen Dingen die durch das Bevorstehen der Reichstagswahlen verschärften deutschen Parteistreitigkeiten. Zu der deutsch-österreichischen Angelegenheit darf mit Genugthuung verzeichnet werden, daß die deutschen Hochschüler, dem Beispiele ihrer Lehrer folgend, den bedrängten Bruderstamm unter herzlichen Theilnahmebezeugungen zum Ausharren anzufeuern begonnen haben. Das ist keine Politik, die wohl Niemand von der Studentenschaft getrieben sehen möchte, sondern der Ausdruck des Bewußtseins einer Nationalgemeinschaft, zu deren nicht am wenigsten festen Grundlagen auch die Wissenschaft gehört.

In den deutschen Parteiverwirrungen sind soeben von mehreren Seiten dankenswerthe Versuche zu einer Klärung unternommen worden. So haben die badischen Nationalliberalen eine Stellungnahme zu der landwirthschaftlichen Nothlage gekennzeichnet, die die der nationalliberalen Gesammtpartei ist. Eine andere sehr beachtenswerthe Kundgebung findet sich in der „Leipziger Zeitung". Dieses Blatt nimmt an, die Nationalliberalen verließen das Schiff, „in dem sie so lange mit den Conservativen zusammen gesessen", weil man auf Seiten unserer Partei eingesehen habe, daß der „Pact" der Conservativen mit dem Bunde der Landwirthe nur Verdruß einbringe, weil „die Ansicht, daß die Conservativen bei dieser Unterordnung unter die Leitung der Ploetz und Genossen endlich Schiffbruch erleiden müssen, in Preußen ganz allgemein ist." Diese Ansicht hat ja Vieles für sich. Bei den Nationalliberalen ist jedoch nicht diese taktische Erwägung, die unserer persönlichen Meinung nach gar nicht überall am Platze sein wird, bestimmend, sondern die Erkenntniß, daß eine gemäßigte Partei mit den von Herrn v. Ploetz geführten Conservativen, wenn diese siegreich sind, ebenso wenig und noch weniger in einem Schiffe sitzen können als mit einer geschlagenen conservativen Partei, die sich nach ihrer Niederlage vielleicht auf sich selbst besönne. Es kann für eine Partei, die, wie die nationalliberale, oft genug, unbeirrt durch die sichere Aussicht auf ein Schwinden ihrer Popularität, im Reichstag und im Einzellandtag abgestimmt hat, sich doch wahrlich nicht allein um die Mandate handeln. Es sind gewisse unveräußerliche Grundsätze zu wahren, und zwar solche, die dem Nationalliberalismus mit dem früheren Conservatismus gemeinsam waren. Auch die „Leipziger Zeitung" wird sich nicht dazu bekennen wollen, daß sie lediglich um der Verringerung der Wahlchancen willen die Art beklage, „wie es die Leitung des Bundes der Landwirthe augenblicklich wieder treibt", wie sie mit „dem aussichtslosen, den Verträgen offenkundig zuwiderlaufenden Antrag auf Erlaß eines Getreideeinfuhrverbotes" und jetzt mit einem Briefe des Herrn v. Ploetz an den Landwirthschaftsminister heraustritt, der „von der jedem Kinde erkennbaren Absicht dictirt, die oppositionelle Strömung in den Landwirthen wachzuhalten und sie damit auch ferner fest an die Leine ihrer Führer zu fesseln". „Oppositionell" ist ein Ausdruck, der die Sache nicht deckt. Jener Antrag mit seiner bodenlos lügenhaften Begründung und dieser Brief läuft auf die Erzeugung einer revolutionären Stimmung unter den Landwirthen hinaus, einer Stimmung, wie man ihr auch bereits begegnet. Mit einer Partei, die es dergestalt „treibt", dürfte sich die nationalliberale nicht verbinden, auch wenn sie damit Abgeordnetensitze zu erhalten oder zu gewinnen hoffen könnte. Denn das hieße propter vitam vitae perdere causas. Auch Conservative scheinen nicht mehr zu einer solchen Partei halten zu können. Wenigstens sagt die „Leipziger Zeitung", wenn die „agrar-conservativen Ausschreitungen" mit deutsch-conservativer Verantwortlichkeit fortdauern, entstände die Gefahr, daß der „auch im Grunde seines Herzens conservativ gerichtete Flügel der industriellen Schutzzöllner und viele andere gemäßigt-conservative Elemente, denen es nicht einfällt, den Reactionstrummel der „Kölnischen" und der „Nationalzeitung" mitzumachen, wenn nicht abfällt, so doch zur Passivität übergeht."

Nun meint das Leipziger Blatt:

„Noch jetzt hat es die conservative Parteileitung in Preußen in der Hand, ob die Nationalliberalen ihrer Linksschwenkung froh werden sollen, oder ob ihr Experiment mißlingt. Das Gros der conservativen Wähler verlangt weiter nichts, als daß ihre Parteileitung sich auf eigene Füße stellt und die conservative Partei vor der Verantwortlichkeit für die Thaten, Briefe und Reden der agrarischen Ultras schützt."

Ueber die Linksschwenkung der „Nationalliberalen" braucht nichts mehr gesagt zu werden, die angeführten Auslassungen der „Leipziger Zeitung" bezeugen vielmehr, daß es die conservative Parteileitung ist, die „Experimente" macht. Das geschieht aber schon seit Langem und darum sind Zweifel statthaft, ob man die Umkehr noch in der Hand habe. Auch die Frage der Verantwortlichkeit für die Thaten des Herrn von Ploetz liegt nicht so gewiß, wie das Blatt meint. Der Bund der Landwirthe ist ursprünglich eine conservative Schöpfung, Herr v. Ploetz ist nicht nur Mitglied der conservativen Fraction, sein jüngster Brief hat auch die Billigung der „Kreuzztg." erfahren und den Antrag auf Verbot eines Getreideeinfuhrverbotes hat dieses — ohne jede Frage mit der Parteileitung in engster Fühlung befindliche — Blatt durch Wiederaufnahme des Antrages Kanitz ersetzt sehen wollen. Dieser Antrag aber trägt selbst die conservative Marke. Graf Kanitz ist natürlich Bundesmitglied, der Schwerpunct seiner Stellung und politischen Bedeutung liegt aber in seiner Eigenschaft als einflußreiches Mitglied der Fraction. Die Verantwortlichkeit für dieses Project, über dessen verheerende Wirkung man gemäßigten Conservativen nichts mehr zu sagen braucht, könnte ganz gut von den „Ultras" der Fraction zugeschoben werden. Das Hereintragen der Währungsfrage in bäuerliche Versammlungen ist gleichfalls conservativer Intervention zuzuschreiben, auch an den Bemühungen, den Wahlen in Hannover zum Vortheil entweder den Welfen oder den Socialdemokraten Schwierigkeiten zu bereiten, hat die conservative Parteileitung ihren Antheil. Das wird nicht nur aus Lust an Recriminationen angeführt, sondern im Erinnerung gebracht, um den sächsischen Conservativen zu erwägen zu geben, daß es wohl stärkerer Mittel als verständiger Zeitungsartikel bedarf, um die preußischen Gesinnungsgenossen wieder auf den rechten Weg zurückzubringen.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat die Summe von 500 000 ℳ, die sie nach dem Antrag des Magistrats für die Ueberschwemmten Gesammtdeutschlands bewilligen sollte, verdoppelt. Die reichshauptstädtische Vertretung mußte in den letzten Jahren manches Mal zum Gegenstand einer dem Particularismus Ausbeute liefernden Kritik gemacht werden. Es ist deshalb doppelt erfreulich, daß sie bei dieser ernsten Gelegenheit sich auf der Höhe der Situation gezeigt hat. Die großmüthige Spende erfüllt nicht nur die Hilfsbedürftigen mit Dank.

Ein sächsisches socialdemokratisches Blatt fragt zwischen anderen höhnischen Bemerkungen über die Verleihung der Doctorwürde an den Reichstagsabgeordneten Siegle, ob ihm die Auszeichnung etwa zu Theil geworden, weil ihn seine Fraktion in die Commission für Arbeiterstatistik entsendet habe? Leute, die sich ernstlich mit Socialpolitik beschäftigen, wissen, daß Herr Siegle der Schöpfer der Commission ist. Socialdemokraten von besserer Erziehung, als sie der Urheber jener Geschmacklosigkeiten genossen hat, haben die Verdienste des ausgezeichneten Stuttgarter Abgeordneten öffentlich anerkannt.

Einem Haarkräusler in Mülhausen i/E. ist, wie mitgetheilt, von der Behörde aufgegeben worden, die Standesbezeichnung „Coiffeur" auf seinem Firmenschild durch das Wort „Friseur" zu ersetzen. Diese That wäre vielleicht besser unterblieben. Jedenfalls wird sie weniger nützen, als es schaden müßte, wenn sich die ebenfalls von uns wiedergegebene Meldung von dem Erlaß einer Ministerialverordnung bestätigen sollte, die verfügt, daß in den Oberstufen der im französischen Sprachgebiet Elsaß-Lothringens gelegenen Schulen vom Herbst dieses Jahres ab wöchentlich zwei Stunden französischer Unterricht ertheilt werden soll. Will man den Französlingen in Löffeln nehmen und in Schüsseln geben?

Canisius.

‡ Das Jubiläum des von Pius IX. selig gesprochenen Canisius, zu dessen Grabe die Besucher der Landshuter Katholikenversammlung nach Freiburg in der Schweiz wallen werden, des „umgekehrten Luther" oder „zweiten Apostels der Deutschen", wie ihn seine römischen Verehrer nannten, ist für die confessionellen Verhältnisse unserer Tage äußerst bezeichnend. Dem Melanchthon, dem „Lehrer Deutschlands", dem Gehilfen Luthers, wird mit Bewußtsein „der erste deutsche Jesuit" und bedeutendste Vertreter der Gegenreformation entgegengestellt. Daß die ultramontane Presse zu Ehren dieses Seligen, für dessen Heiligsprechungsproceß bereits die Jesuiten die Acten sammeln — an dem für die Heiligsprechung erforderlichen Gelde wird es ihnen wohl nicht fehlen — unablässig das Weihrauchfaß schwingt, ist begreiflich. Eine nüchterne geschichtliche Betrachtung wird zeigen, daß einerseits Canisius den Haupttheil seiner Erfolge der unseligen Zerrissenheit des Protestantismus verdankt und daß andererseits der „zweite Apostel der Deutschen" ebenso über den Undank seines eigenen Ordens, der ihn heute über die Maßen erhebt, klagen mußte wie jener erste Apostel der Deutschen, Bonifacius, über den Undank der Päpste.

„Der erste deutsche Jesuit" wird Canisius mit Recht genannt. War er doch der erste Deutsche, welcher dem Jesuitenorden beitrat, und welcher zuerst in Deutschland dem Jesuitenorden Bahn brach. Zu Nymwegen am 8. Mai 1521 geboren, aus angesehener Familie, wuchs er in Köln auf unter den besten Einflüssen der damaligen katholischen Kirche, den Einflüssen der Mystik. Das Auftreten zweier Jesuiten, darunter des Peter Faber, mit ihrer glühenden Beredsamkeit, ihrer auffallenden Heiligen- und Reliquienverehrung, ihrer augenfälligen Begeisterung für die alte Kirche machte auf Canisius, der schon damals ein Feind der ketzerischen Neuerung war, solchen Eindruck, daß er dem Orden beitrat. Besonders wirkten die von Ignatius erfundenen geistlichen Uebungen auf ihn, deren sinnberauschende Mystik wohl nicht ohne Grund mit den heidnischen eleusinischen Mysterien verglichen ist. Doch wurde damals den Ordensmitgliedern noch eine gewisse Freiheit der Entschließung belassen, welche auch Canisius, was gegenüber dem heute in der Gesellschaft Jesu herrschenden Kadavergehorsam besonders beachtenswerth ist, nie ganz aufgegeben hat. Daß der Jesuit Faber nicht blos die Person, sondern auch das ansehnliche Vermögen des Canisius zu schätzen wußte, geht aus den unverhohlenen Vorwürfen der Stiefmutter desselben, in welcher Faber unlauterer Absichten auf das Erbtheil ihres Stiefsohnes beschuldigt wird, hervor. Auch Canisius wußte später den Werth des Geldes und reiche Erbschaften sehr zu schätzen. Aber nicht blos über den Kadavergehorsam dachte Canisius freier als die Jesuiten von heute: er vertrat auch das Recht der Bischöfe gegenüber dem allmächtigen Papstthum, zu dessen rücksichtslosesten Vertheidigern sich die Jesuiten von vornherein, gleich auf dem Concil zu Trient, aufwarfen. In Köln hatte er bereits Gelegenheit, in das diplomatische Spiel hineinzusehen, durch welches der reformfreundliche Bischof Hermann von Wied mattgesetzt werden sollte. Er hat denn auch Zeit seines Lebens sich als äußerst gewandten Diplomaten und Politiker bewährt: „nichts übereilen" war sein Grundsatz; Fürsten und Ministern gegenüber schlug er jenen klugen Ton an, welcher, halb Schmeichelei, halb ernsteste Mahnung, seine Wirkung nie verfehlte. Den eigentlichen Stempel des Jesuiten erhielt er in Rom, wo er fünf Monate unter den Augen des Ignatius von Loyola weilte. Hier wurden alle Reste eines humanistisch gefärbten Katholicismus ausgelöscht, an die Stelle des freieren Tones trat die fromme Phrase, an die Stelle der in Gelehrtenkreisen üblichen Höflichkeit jesuitisch-ascetische Devotion, an die Stelle des Natürlichen das Geschraubte und Ungesunde. So mit jesuitischem Geiste erfüllt, konnte er in Deutschland für den Orden wirken. Seine Aufgabe war, in seinem Vaterlande seinem Orden eine sichere Stellung zu erobern, und er hat diese Aufgabe glänzend gelöst.

Kein anderer der damaligen Jesuiten war mit den deutschen Verhältnissen so vertraut, wie Canisius, aber gerade diese Vertrautheit brachte ihn mit seinem Orden in einen Gegensatz, den er in den letzten zwanzig Jahren schwer büßen sollte. Canisius besaß noch nichts von dem vaterlandsfeindlichen Kosmopolitismus der heutigen Jesuiten, sondern er liebte sein Vaterland in seiner Weise. Deshalb erkannte er, daß die Grundsätze des Ordens in Deutschland undurchführbar seien. Auch beurtheilte er die Ketzerei der Deutschen nicht nach jesuitischem Recept als bewußte Verstocktheit, sondern erklärte sie aus der Nachlässigkeit und Gesinnungslosigkeit von Fürsten und Priesterschaft. Mit großem Geschick wußte er seinem Orden auf der Universität Ingolstadt eine Stellung zu verschaffen, gern hätte er auch den Jesuiten eine Thür geöffnet „in Sachsen, der Quelle und dem Hauptsitz der Ketzerei", um „dort im Namen Jesu festen Fuß zu fassen, wo der Teufel sein Reich aufgeschlagen hat und die Ketzer ihre Zuflucht und Heimath haben." Aber er kam nicht dazu. Neben dem Herzog Albrecht von Bayern war ihm besonders König Ferdinand von Oesterreich gewogen, der „die Jesuiten wie Brüder liebte". Als Seelsorger hatte Canisius in Wien besonders unter den Frauen, namentlich der vornehmen Stände, Glück, nach jesuitischen Berichten vollzog er sogar Wunderheilungen und Teufelsaustreibungen an ihnen. Besonders eifrig war er auf die Ausrottung der ketzerischen Bücher bedacht. Hier schrieb er auch seinen Katechismus, welcher innerhalb 130 Jahren in 400 Auflagen erschienen und äußerst geschickt abgefaßt ist. Er ist nicht ohne Anklänge an Luther und läßt vor allem die von den heutigen Jesuiten betonte Lehre von der unbedingten Papstgewalt vermissen. Ferner war dieser Katechismus besonders auf das Volk berechnet, während die Jesuiten sich nachher von dem Volksunterricht völlig abgewandt und ihre Wirksamkeit in die höheren Schulen verlegt haben. Auch in Prag wirkte er für seinen Orden, befleißigte sich aber in seinen Predigten einer gewissen Mäßigung, während er in Wien solche Rücksichten nicht kannte. Er meinte eben: „Die Böhmen wird man eher durch eine gewisse Kunst, als durch Gewalt katholisch machen." Ueberhaupt forderte er von den Fürsten die schroffste Stellungnahme gegen die Ketzerei, soweit es eben klug und thunlich ist. Die Milde war ihm nur „ein Angelhaken, damit", wie er selbst einmal bekannte, „die Fische nur um so sicherer gefördert würden". In der That hat die römische Kirche wohl nie einen unermüdlicheren Streiter besessen, und Canisius hat das Werk der Gegenreformation namentlich in Bayern und Oesterreich wie kein Anderer gefördert. Kein Wunder daher, daß sich ein Zug von Selbstbefriedigung und Eitelkeit durch das sonst so demüthig erscheinende Wesen des Jesuiten hindurchzieht.

Und doch sollte auch er den Undank seines Ordens erfahren, für den er gerade so Großes geleistet hatte!

Feuilleton.

New York im Hochsommer.

Von A. von Ende (New York).

Nachdruck verboten.

Zwischen endlosen Reihen von Miethscasernen eilt die Hochbahn dahin. Jedes Fenster ist weit geöffnet, um die Seebrise hereinzulassen, die hier in der dicht bebauten Gegend so schwach ist, daß sie kaum die Vorhänge bewegt. In allen Stadien des sonntäglichen Negligés sitzen Männer, Frauen und Kinder müßig da, die einen von der Hitze so abgestumpft, daß das Schauspiel der in den Straßen auf- und niederwogenden Menschenmengen sie gleichgiltig läßt, die anderen neugierig oder auch sehnsüchtig Denen nachschauend, die durch eine Fahrt in der Hochbahn oder der unten dahinschießenden Kabelbahn der drückenden Stubenluft entfliehen können. Als der Zug an einer Station hält, streift mein Auge eine rührende Scene. An einem der großen Miethshäuser, auf dem balcomartigen Absatz der Feuerrettungsleiter, ist ein kleiner Garten improvisirt worden. Winden ranken sich an den Seiten empor; darüber ist ein Stück Segeltuch gespannt. Drunter, auf einem Stückchen Teppich, liegt bleich, schwach und unbeweglich ein Kind, und daneben auf der Fensterbrüstung, das große traurige Auge in wachsamer Fürsorge auf den kranken Liebling gerichtet, lehnt die Mutter .... Es war nur ein Momentbild — aber es prägte sich mir tief, unauslöschlich tief ein. Ich mußte daran denken, wie alljährlich im Juli und August bei den New Yorker Armen die Kindersterblichkeit in Folge mangels an frischer Luft und ungeeigneter Nahrung wahrhaft erschreckende Dimensionen annimmt, und als ich in Battery Park am Meeresufer den Zug verließ, ließ ich in einen der Glaskästen, die überall zu diesem Zwecke angebracht sind, einen bescheidenen Beitrag für den „sick babies' fund" fallen.

Hier, wo die nach Coney Island fahrenden Dampfer anlegen, zeigt die vielköpfige Menge, die in den Wegen wimmelt, ein anderes Gesicht. Trotz Hitze, Hast und Gedränge ist Alles heiter, erwartungsvoll: ordentlich und geduldig bildet man vor dem Schalter des Billetverkäufers Spalier und wartet ruhig, bis sich die Thore öffnen und der lebende Strom sich über die schmale Schiffsbrücke auf das Verdeck der Dampfer ergießen kann. Bald sind alle der Sonne nicht ausgesetzten Plätze mit Klappstühlen bedeckt, die Fouragekörbe in Sicherheit gebracht, und mit wahrem Hochgefühl begrüßen wir die durch den Wind hereingetragenen kühlen Luftwellen des Oceans. Nun tönt die Glocke zur Abfahrt; und unter dem Rauschen und Schaumwerfen der Räder, dem Knarren der Taue und Stampfen der Maschine gleiten wir langsam seewärts, vorbei an der Bartholdi'schen Freiheitsstatue, an der Gouverneursinsel, durch die „Narrows", alle von drohenden Befestigungswerken bewacht. Ab und zu tauchen aus dem Grün der Bäume Landhäuser, auf und in der Ferne winken die gelben Sandbänke von Coney Island.

Auf dem großen Dampfer geht es lustig zu. Unten spielt eine Musikcapelle volksthümliche Weisen, und ungeachtet der Wärme drehen sich mehrere Paare im Tanze. Die Kellner eilen geschäftig hin und her mit Bierseideln, Schalen von Gefrorenem und hohen Gläsern voll Limonade. Unten am Schanktisch, wo die Männer wacker zechen, herrscht die gemüthliche Ungezwungenheit der sich eines Feiertags erfreuenden Arbeiterwelt. Im Sonntagsstaat prangen Gattin und Kinder, und die letzteren verschlingen mit staunenswürdiger Unersättlichkeit ganze Berge von Brodstullen und Kuchenstücken. Ab und zu führt der Vater die ganze Schaar zum Wasserkühler und läßt den Zinnbecher im Kreise umhergehen, während die Ehehälfte sich an einem Glase Lagerbier erfrischt. Im Schatten des Steuerhäuschens aber sitzt das nirgends fehlende Liebespaar und freut sich auf den langen Nachmittag und die Heimfahrt beim Schein des Vollmondes.

Nun tauchen in nächster Nähe die Thürme, die Hotel- und Vergnügungsbauten der Insel vor uns auf. Von den Augen zahlreicher Zuschauer verfolgt, tummeln sich unzählige Badende am Strande, und von dort wieder richten sich Aller Blicke auf das herannahende Boot, dessen Musikcapelle zum Schluß einen lebhaften Marsch intonirt. Am Lande umfängt uns alsbald ein betäubendes Stimmengewirr; Schreien, Lachen, Musik, zu einem wahren Jahrmarktscharivari verschmolzen. Vor uns öffnet sich eine lange Straße mit Concerthallen, Biergärten, Schaubuden. Ein wahrer Congreß von Curiositäten und monströsen Exemplaren aus dem Thier- und Menschenreich wird da auf schreiend bemalten Schildern zur Besichtigung empfohlen: die dicke Dame, die bärtige Dame, der Kautschukmann, der wilde Mann aus Borneo u. s. f. Vor dem Eingang zu der einen Bude stehen mehrere Rothhäute, kriegerisch bemalt und mit Federn geschmückt und schauen mit der stoischen, fast verächtlichen Ruhe des Wilden, der sich als den „besseren Menschen" fühlt, auf das civilisirte Treiben ringsum herunter. Eine circassische Königin ist die „attraction" eines anderen Zeltes, während nebenan auf einer Plattform ebenholzschwarze Nigger in roth- und weißgestreiften Beinkleidern, hohen steifen Kragen und sorgfältig gebürsteten Cylindern auf dem Wollkopf ihre Plantagenlieder singen. Unweit davon wird in der unvermeidlichen „Straße von Kairo" der orientalische Bauchtanz executirt. Vor dem Eingang in diesem Tempel stehen Türken und Araber umher, und ein Kameel kaut so beschaulich vor sich hin, als wäre es in seiner Wüstenheimath.

Ein Hofbräuschild winkt uns, dieses Bild aus dem Süden zu verlassen und in einem Garten beim kühlen Gerstensaft zu rasten. Dann wird die Wanderung fortgesetzt, an den zahlreichen Schaukeln und buntbemalten Carousels vorbei; wir riskiren eine sausende Fahrt im Switch-back, Hügel auf Hügel ab, über Brücken und durch Tunnel und begeben uns schließlich auf den Weg nach Manhattan. Das Ufer wimmelt von Menschen, — im Sande spielenden Kindern, Wache haltenden Müttern, und modernen Aphroditen, nicht schaumgeborenen, sondern solchen, die auf dem Boden der größten Republik der Welt das Licht begrüßt haben. Und diese Amerikanerinnen bewegen sich im Wasser so gut wie auf dem Lande mit selbstbewußter Sicherheit, Anmuth und Chic. Sie sind durchweg vortreffliche Schwimmerinnen.

In Manhattan Beach ist Alles ruhiger, solider, vornehmer. Die Brandung schlägt an eine Mauer, die das Ufer schützt. Ein gut gepflegter Promenadenweg führt an ihr entlang. Aus einem großen Pavillon dringen Orchesterklänge, aber auch hier macht sich der Unterschied geltend. Hörte man auf Coney Island den Boulanger-Marsch und die neuesten Tingeltangeleien, so kann man sich hier an Wagner, Brahms, Grieg und anderen gediegenen Genüssen delectiren. Vom Juni bis September dieses Jahres spielt die Sousa-Capelle, und täglich findet eine Aufführung von Sousa's Oper „El Capitan" durch eine der besten Opera-Bouffe-Gesellschaften statt. Die sammetgleich geschorenen Rasenplätze, die elegante Gesellschaft, die auf den Veranden und Terrassen des Hotels Lilor mit Eis nippt, gähnt, flirtet, sich in halblautem Tone unterhält und langweilt, das Alles kennzeichnet Manhattan Beach als einen der höher im Course stehenden Vergnügungsplätze, wohin sich das Volk von New York nur selten verirrt. Und je weiter man wandert, desto stiller wird es. Während die Masse sich am unteren Ende der Insel mit lärmender Lust in den Strudel des wohlfeilen Vergnügens stürzt, finden Sonnenschein und Seewind bei den Gästen von Manhattan Beach eine kühle, fast klassische Aufnahme.

Eine lange Holzbrücke führt uns nach Long Island hinüber, das von Coney Island durch Salzmarsche getrennt ist.

SLUB
Wir führen Wissen.